

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 291.

Dienstag, 14. Dezember.

1915.

(Schluß.)

Der Orgel-Anger.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Ebba Rüst.

Am anderen Morgen hielt Herbert sich sehr lange beim Frühstück auf der Veranda auf, ließ die Kinder abwechselnd auf den Knien reiten und machte einen „Höllenslärm“ mit ihnen.

Dina hatte schon einige Male „Aber Herbert!“ gerufen, aber es verschlug nichts, er war wieder einmal in seiner alten glücklichen Stimmung. Dina hatte ihm noch am Abend Mutterchens Geheimnis verraten, daß Panters sich mit Orgel-Anger-Gedanken trüben, und das erleichterte sein Herz bedeutend — da würden ihm seine „Offenbarungen“ in Tirol dem Schwiegervater gegenüber nicht mehr halb so schwer ankommen. Es löste sich alles so zur Befriedigung, man durfte sich des neu zu gewinnenden Lebens jetzt recht freuen. Der heimliche Wahnruf zur Flucht hatte heute etwas Komisches für ihn.

„Wird denn Eichenberg nicht bald kommen, es ist doch schon halb neun?“ fragte Dina.

„Aber er ist doch noch nicht da, Kindchen“, sagte Herbert und tollte weiter.

Das Mädchen räumte den Tisch ab.

„Brennmann hat schon nach dir gefragt, ob du gar nicht herüberkämfst, es läge so viel vor, und er möchte, ehe Eichenberg . . .“

„Warum willst du mich denn so mit aller Gewalt los sein, Maus? Du weißt ja gar nicht, wie du mir bemerkbar machen sollst, daß . . .“

Dina lachte und legte ihm die Arme um den Hals.

„Nein, Schazi, du sollst es eben nicht merken, daß ich dich fortgraule. Aber ich möchte mich hier mit Katrin auf ein paar Stunden niederlassen — es ist ein ganzer Waschkorb voller Strümpfe zu stopfen und auszurangieren, und hier die Veranda ist der einzige schattige Platz am Vormittag . . .“

„Ach, du gemüthvolles Weib, ich soll so schnell wie möglich in mein Schwimmbad tauchen, denn bei mir geht die Sonne früh auf und hält an, mich zu bescheinen.“

„Da du doch hineinmußt — es ist nur, wir haben so wenig Zeit, und . . .“

Unter Lachen und Scherzen ließ Herbert sich von Dina und den Kindern von der Veranda treiben, denn Katrin Sülte erschien bereits mit dem verhängnisvollen Waschkorb in der Tür.

„Es wird dir noch leid tun, mich vertrieben zu haben! Man weiß nie, ob man jemand auch wieder sieht, den man fortstößt — warte nur“, rief Herbert.

Dina ließ Herbert ganz erschrocken los und sah ihn ernst mit großen Augen an. Er machte auch ein ganz ernstes Gesicht. Aber dann flogen sich beide lachend in die Arme und küßten sich innig, als müßten sie sich auch im Spiel versichern, daß sie einander fürs Leben durch alle Gefahren in Liebe festhalten wollten.

Herbert hob noch einmal die reizenden Kinder zu sich empor, drückte ihre Köpfe an seine Wangen und küßte sie in ausbrechender Dankbarkeit für so viel Glücksgüter.

Dann ging er schnell nach seinen Büreaus hinüber, und Dina kehrte zu Katrin und dem Waschkorb voller Strümpfe zurück. Die Kinder trieben ihre Reifen im Garten und zählten ihre großen und kleinen Marmeln. Das heißt Susi zählte immer eine Marmel in Gerds Beutel und drei in ihren eigenen hinein, und Gerd meinte wohl, das müsse so sein. Er war immer fidel und zufrieden mit dem, was er hatte und was Susi geruhte ihm angedeihen zu lassen. Sie besaß immerhin eine echte Sehrensche Ader, denn trotz all ihrer weichen Bärtlichkeit regierte sie die sanfte, nachgiebige Dina-Natur Gerds.

Es gab mancherlei Erfreuliches, als Herbert vor seiner sonst üblichen Sprechzeit im Bureau erschien.

Auch Eichenberg war oben eingetroffen, um seinen Willen auf perfekt zu machen. Er hinterlegte seine erhebliche Anzahlung sofort in bar, überließ den Rest der Formalitäten seinem persönlichen Rechtsbeistand und empfahl sich in Gast, um den Zug nicht zu versäumen, da er unterwegs erst mit seiner Reisegeellschaft zusammenstoßen wollte.

Das Geld lag noch aufgezählt auf dem Tisch mitten im Zimmer. Herbert unterzeichnete an seinem Arbeitstisch am Fenster einige notarielle Beglaubigungen — da sah er bei flüchtigem Ausblick auf die Straße den Amtsrichter Fährden mit einem Herrn vor dem Hause stehen bleiben und auf zwei andere Herren warten, die in einiger Entfernung langsam nachfolgten. Herbert kannte keinen der drei, es waren keine Fünf-Hügelser.

Als er allein im Zimmer war, stellte er sich hinter die Gardinen und sah die Bier, die die Straße ein ganzes Stück hinuntergegangen waren, plötzlich wieder kehrt machen und unter dringenden Gesprächen, ohne noch einmal Halt zu machen, in sein Haus eintreten.

Fährden voran, die anderen folgten.

Was bedeutete das?

Gehörten die vier wirklich zusammen? Hatte Fährden, der ihn am Fenster bemerkte, ihm Zeit lassen wollen, über die nächste halbe Stunde nachzudenken und sich bereit zu halten? —

Hatte er darum den Weg ausgedehnt, um Herbert einen Überblick über die Situation zu schaffen?

Was in Herbert Sohren in diesen wenigen Minuten vorging, kam wohl ihm selbst nicht zur Klarheit.

Es zuckte vom Scheitel her etwas an ihm herunter und verbrannte ein stolzes, reiches Menschenleben, wie der Blick dem Baum durch die Krone fährt und seine Zweige kahl und verkohlt niederreißt.

Die schmale Hand, die in ein Schubschloß des Diplomatentisches fuhr und den Kleinen blankbernadelten Revolver in die Brusttasche seines Rockes schob, bewegte sich mechanisch, als sei sie lange, lange auf diesen Griff eingeschult worden, um auch selbst bei völliger Lähmung aller Kräfte im letzten Augenblick nicht zu versagen.

Noch einmal suchte Herberts Blick die Sonne und den lachenden blauen Himmel, dann wandte er sich

ruhig um — Fährden und einer seiner Begleiter traten bei ihm ein.

Jetzt erkannte Herbert auch den Fremden, es war ein vielgenannter Bücherrevisor aus Hannover; er hatte selbst schon mit ihm zu tun gehabt. Es bedurfte also keiner Vorstellung.

Nach allseitiger höflicher Verneigung fragte Herbert:

„Die Herren wünschen? . . .“

In Fährdens Gesicht stand peinlichste Verlegenheit. Sein Blick blieb an dem aufgezählten Geld haften, als er sagte: „Mir liegt die traurige Pflicht ob, Herr Rechtsanwalt, Ihnen mitzuteilen, daß man, infolge böswilliger Denunziation, von Hannover aus einen Haftbefehl gegen Sie erlassen hat, der mich zwingt . . .“

„Revision . . . Generalrevision — also wirklich?!“

„Es läuft ja selbstverständlich nur auf eine Formfache hinaus, aber wir sind gezwungen, der Pflicht zu genügen. So bitte ich Sie denn, Herr Doktor, uns und den Beamten draußen keine Schwierigkeiten in den Weg zu legen — wir müssen unseres Amtes walten. Ich ersuche Sie, mir die Schlüssel zu den Tresors und sämtlichen Geschäftsbüchern einzuhändigen. Seien Sie überzeugt, es wird sofort alles geschehen, Ihre Inhaftierung umgehend wieder aufzuheben, und . . .“

„Bitte“ sagte Herbert einfach, öffnete mit fester Hand die Tresors, die noch verschlossen standen, und legte das Schlüsselbund dann auf den Tisch neben das aufgezählte Geld. „Diese Schlüssel öffnen Ihnen alles, was Sie sonst in meinen Büreaus noch verschlossen finden sollten. Ich bitte die Herren, es sich hier nun nach Kräften bequem zu machen — mein Bureauvorsteher soll Ihnen in jeder Hinsicht behilflich sein.“

Herbert klingelte nach Brenkmann, und unterdessen hielt vor seiner Villa eine leere geschlossene Droschke — zum Transport für ihn, den Defraudanten von Fünftägeln.

Der Revisor legte Hut und Stock auf einen Stuhl am Fenster und sah angelegentlich hinaus. Fährden war dicht an Herbert herangetreten und flüsterte ihm zu:

„Warum mußten Sie denn den Verkauf Ihrer Villa so plötzlich betreiben? Das hat drüben den „Fluchtverdacht“ gezeitigt — Trümpe hat so lange gearbeitet, bis man Ernst gemacht hat. Hier hätte niemand interveniert. Aber da Sie auf Warnungen nicht reagiert haben, so liegt ja wohl auch nichts vor, was . . .“ Herbert hatte sich stolz vor Fährden aufgerichtet, als verbatte er sich jedes weitere Wort.

Brenkmann trat trennend zwischen die beiden. Tränen in den Augen, nahm er stumm die wenigen letzten Weisungen seines allezeit gütigen Chefs entgegen.

„Ich bin nun bereit“, sagte Herbert. — „Brenkmann, wollen Sie so gut sein, meiner Frau Mitteilung zu machen und sie bitten, mir einen Koffer zum Nachsenden zu packen.“

Brenkmann sah seinen Chef mit einem langen Blick an und ging hinaus — sie hatten sich wohl verstanden. Denn in der Tür, durch die die beiden Polizeibeamten jetzt eintraten, stellte Brenkmann eine Frage an diese und neigte sich zu Fährden zurück, der ihm bereitwilligst zu antworten bestrebt war, aber den Sinn der halbklaut gestellten Frage nicht ganz gefaßt hatte. Die Minute, in der sich das Interesse dort zwischen Tür und Angel konzentrierte, genügte — es fiel ein Schuß, und Herbert Schren lag mit einer warmblutenden Wunde in der Schläfe auf dem Teppich.

Vielleicht hatte niemand im Zimmer diesen Ausgang bezweifelt, niemand zeigte große Bestürzung — nur eine entsetzliche starre Stille schwebte über dem Raum.

Die Geheimpolizisten zogen sich sofort zurück. Brenkmann, Fährden und der Revisor hoben den stummen, bleichen Mann behutsam vom Teppich auf und legten ihn auf die Chaiselongue. Dann stürzte Brenkmann in die draußen wartende Droschke, um Dr. Wulffen herbeizuholen,

Niemand wagte sich zu Dina hinaus, ihr Mitteilung zu machen. Sie saß mit Katrin über den Strümpfen und plauderte mit Tante Mademoiselle, die auf ihrer Frühpromenade Halt gemacht hatte.

Die Kinder spielten immer noch mit ihren Reifen und Wärmeln, und beide waren eben in das Esszimmer gelaufen, etwas Zucker zu holen, um Trümpe Mimosa damit zu erfreuen, die sie bedächtig die Billenschnur hatten heraufkommen sehen. Sie wandelte mal wieder reiterlos, allein ihren Gedanken nachhängend, in den heimischen Stall zurück — ihr Herr hatte erst noch anderwärts Geschäfte zu besorgen.

Die Besson rief den Kindern zu: „Susi, Gerd, Monsieur Trümpe ist nicht eine Freund von eure Papa, ihr müßt seine Pferd nicht füttern!“

Dina winkte den Kindern: „Die Mimosa ist ein liebes, gutes Tier, gebt ihr nur von eurem Zucker!“

Und zur Besson sagte sie: „Liebe Tante Mademoiselle, ich möchte die Kinder durch solche Reden nicht stutzig machen lassen — was wissen sie von Herrn Trümpe, von Freund oder Feindschaft.“

„Sie werde es lernen müssen!“ sagte die Besson, ärgerlich über den ewig engelhaften Gleichmut Dinas.

Mimosa war vor dem Gitterzaun stehen geblieben und hatte den Kopf hinüber gestreckt, als entlänne sie sich, daß hier kleine Hände oft für sie Süßigkeiten in Bereitschaft hielten. Aber sie stand noch immer am Gitter, als die Händchen längst leer und auch schon des Streichelns müde waren.

„Geh' zu Hause, dumme Mimose, fricht nich's mehr!“ sagte Gerd brummig und gab ihr einen Klaps.

Aber Mimosa stand, als sei sie nur hergekommen, um etwas zu sagen. Sie wiegte den Kopf hin und her, und fragte mit dem Huf ganz leise an das Gitter.

Den Kindern wurde es langweilig, sie liefen davon, zu Tante Mademoiselle und dem Gelee. — Mitten im Essen schrien sie freudig auf: „Onkel Knut, Onkel Knut“, und sprangen vom Stuhl auf, um ihm entgegenzulaufen.

Die beiden Damen wandten sich um, und Katrin Süte ließ die Hände mit ihrer Stopferei in den Schoß fallen, so entsetzte sie sich vor Wulffen, der blaß und feierlich, mit weiten, erregten Augen, ohne Hut, in der Verandatür stand.

„Ach, Doktor, Sie . . .“ wollte Dina ihn lachend begrüßen, aber betroffen hielt sie inne.

„Was . . . was ist Ihnen passiert — was . . .“ Wulffen zog Dina bei den Händen vom Stuhl und legte den Arm wie schützend um sie: „Mir nichts, Frau Dina, aber . . .“

„Herbert . . .?“ schrie sie auf. „Aber nein, Herbert ist ja im Hause . . . was . . .“

„Darf ich Sie hinüberführen — Herbert ist — verunglückt.“

„Verunglückt? Tot — —?“ Wulffen preßte nur Dinas Hand ein wenig zur graufigen Bestätigung.

Dina schrie nicht mehr auf.

Ihr wurde ganz schwarz vor Augen, sie sah sich selbst durch schwarze Wolkenschleier im langen Zuge als Witwe hinter einem Sarg hergehen, und schwere Düste stiegen aus schneeweissen langstieligen Lilien auf und betäubten sie — —

Dann aber fand sie sich in ihres Mannes Zimmer wieder, das eben Amtsrichter Fährden und ein Fremder, sich tief vor ihr verneigend, verließen.

Sie sah Knut Wulffen mit dem bleichen, wehgezerrten Gesicht neben sich stehen, und Herbert noch viel bleicher auf dem Ruhebett, mit der kleinen, runden Wunde in der Schläfe, aus der es nur noch ganz fein rot rieselte.

Da verstand ihr machtvoller Sinn die Tragödie unter ihrem Dach — —

„Herbert“, sagte sie leise und weich, und sank in stillen, herzbrechendem Weinen neben dem Toten nieder. Sie nahm die schmale, noch warme Hand in ihre

känennassen Hände und küßte sie in inbrünstig verzehrender Liebe:

„Herbert! Herbert . . .!“

Knut Wulffen war an das Fenster getreten. Durch die stillquellenden Tränen hindurch sah er, wie Mimosa sich vom Gartengitter löste — langsam heimwärtsziehend, mit tief geknicktem Kopf, als schäme sie sich des reichen Trümpe Leibroß zu sein.

— E n d e . —



Wenn es dir übel geht, nimm es für gut nur immer;
Wenn du es übel nimmst, so geht es dir noch schlimmer.
Rücker.

Merkwürdigkeiten des Kanonendonners.

Die militärische Entwicklung des Weltkrieges hat mit unabweislicher Deutlichkeit die überragende Bedeutung der Artillerie innerhalb der Kriegsoperationen ergeben. Mut, Ausdauer und Heroismus hätten selbst in dem gezeigten Höchstmaße nicht den schnellen Siegeszug unserer Truppen durch Belgien und Nordfrankreich zu verwirklichen vermocht, wenn nicht unsere schweren Batterien ihr Nachwort gesprochen hätten. Und gerade in dem so allgemein gewordenen Stellungskampf geschieht es häufig, daß in entscheidenden Momenten die Wirksamkeit der großen Geschütze erst über die Art der bevorstehenden Infanterieoperationen entscheidet. Die gesteigerten Bedürfnisse an Artilleriematerial und die außerordentlichen Aufwände an Geschütz- und Geschützmunitionserzeugung, vereint mit neuen Erfindungen und technischen Vervollkommnungen, haben der Artillerie eine Wirksamkeit zugewiesen, die in keinem der früheren Kriege auch nur annähernd erreicht werden konnte. So sollen, nach einem französischen Bericht, in der Umgebung von Arras innerhalb 24 Stunden 300 000 Granaten verfeuert worden sein; also nicht viel weniger, als die deutsche Artillerie während des ganzen Feldzuges von 1870/71 verbrauchte. Diese hohe Bedeutung der modernen Artillerie, verbunden mit den durch die neue Technik und Verwendung hervorgerufenen Begleiterscheinungen, die man sehr gut als artilleristische Merkwürdigkeiten bezeichnen kann, hat naturgemäß auch das Interesse für diese Waffengattung in allen Kreisen der Völker gewaltig erhöht. Und so ist es z. B. ganz selbstverständlich, daß auch die Sprache der Geschütze heute einer besonderen Betrachtung unterzogen wird. Und die Sprache der Kanonen ist, wie Otto Baschin im nächsten Heft der „Deutschen Rundschau“ ausführt, reich an Merkwürdigkeiten verschiedener Art: „Wir wissen bereits so viel vom Kanonendonner, daß wir auf manche rätselhafte Eigentümlichkeit aufmerksam geworden sind und alerlent haben, ihn als eine Erscheinung aufzufassen, die viel verwickelter ist, als man früher glaubte. Gerade der jetzige Krieg hat nicht unwesentlich dazu beigetragen, einige typische Einzelheiten festzustellen und die Wichtigkeit einer gründlichen Erforschung des ganzen Phänomens in das rechte Licht zu rücken. Der Kanonier, der ein Geschütz abfeuert, hört einen einzigen lauten, scharfen Knall, während der in größerer Entfernung stehende Beobachter ein rollendes Geräusch vernimmt, das der Sprachgebrauch als einen Donner bezeichnet. Es muß also zweifellos mit dem Schall, während er die Luft durchweilt, eine Veränderung vor sich gehen, welche etwa derjenigen analog sein dürfte, die wir beim Gewitter wahrnehmen. Der bei der Abfeuerung eines Geschützes entstehende Knall breitet sich genau nach den Gesetzen über die Fortpflanzung des Schalles durch die Luft hin aus und durchweilt bei einer Temperatur von 0 Grad Celsius in der Sekunde 333 Meter, bei mittlerer Temperatur und Feuchtigkeit etwa 340 Meter. Das Gesetz gilt jedoch allgemein lediglich für blinde Ladungen, für scharfe

Ladungen dagegen nur solange, als das Geschütz keine größere Geschwindigkeit erreicht, als dem Schall zukommt, eine Voraussetzung, die zwar in früheren Zeiten richtig war, bei den modernen Geschützen aber nicht mehr zutrifft.

Schon die Feldkanonen schleudern heutzutage die Granate mit einer Geschwindigkeit von 400 Metern in der Sekunde aus ihrer Mündung heraus, und bei Schiffskanonen und Belagerungsgeschützen steigt dieser Wert noch um 50 v. H. und mehr. In solchen Fällen zeigt sich nun die höchst merkwürdige Erscheinung, daß die Geschosse den Schall mit sich führen, und dieser folglich gegebenenfalls etwa mit der doppelten Geschwindigkeit, als ihm von Rechts wegen zukommt, die Luft durchweilt. Nun legt die Luft bekanntlich dem Fluge jeden Geschosses einen beträchtlichen Widerstand entgegen, der sich in einer um so schnelleren Abnahme der Flugeschwindigkeit bemerkbar macht, je geringer das Gewicht des Geschosses ist. Während zum Beispiel eine Gewehrkugel nach Zurücklegung einer Strecke von 1500 Metern nur noch ein Viertel der ursprünglichen Schnelligkeit besitzt, hat eine schwere Panzergranate selbst nach Durchmessung einer Strecke von 5 Kilometern noch drei Viertel der Anfangsgeschwindigkeit. Jedenfalls aber muß auch bei schnellfliegenden Geschossen, wenn sie nicht vorher einschlagen, der Moment kommen, wo die Flugeschwindigkeit unter die Schallgeschwindigkeit herabsinkt. Dann aber tritt das interessante Phänomen ein, daß sich der Schall vom Geschütz löst und selbstständig mit seiner normalen Geschwindigkeit weitergeht; er eilt also nunmehr dem Geschütz voraus. Es handelt sich demnach bei einem scharfen Kanonenschuß um zwei verschiedene Schallquellen, die unabhängig voneinander akustische Wellen ausstrahlen.“ Eine oft beobachtete Erscheinung ist die Verdoppelung des Knalls, die sich z. B. bei dem Maschinengewehrfeuer der Marineflieger wahrnehmen läßt: „Hier dürfte es sich um eine Reflexion der Schallwellen an dem Wasserspiegel handeln, wodurch ein einfaches Echo erzeugt wird. Letzteres spielt überhaupt eine große Rolle beim Kanonendonner und trägt in hervorragendem Maße dazu bei, den ursprünglichen scharfen Abschlußknall zu verändern. Man kann geradezu sagen, daß diejenige Eigentümlichkeit, die uns veranlaßt, von einem Kanonen-„Donner“ zu sprechen, durch das Echo hervorgerufen wird. Denn die Umformung des Geschützkalles zum rollenden Donner entspricht vollkommen den akustischen Vorgängen, die man bei den elektrischen Entladungen während eines Gewitters beobachtet.“ Der Kanonendonner ist auch zur Orientierung wichtig und dient sehr häufig als Richtungs-signal. „Von französischer Seite wurde angegeben, daß die Schlacht bei Spichern im Kriege 1870 verloren wurde, weil die Truppen es nicht verstanden, auf den Kanonendonner zu marschieren.“



Aus der Kriegszeit.

Ein unberühmter Brief von Ernst Moritz Arndt, Ein bisher unbekannter Brief Ernst Moritz Arndts, der in der gegenwärtigen Zeit von besonderem Interesse erscheint, wird durch Friedrich Bod im neuesten Heft der „Deutschen Revue“ veröffentlicht. Der Brief, der an den Professor Ludwig Döderlein, der als Professor für Klassische Philologie und als Gymnasialrektor von 1819 bis 1863 in Erlangen wirkte, bezieht sich auf Arndts berühmtes Gedicht „Was ist des Deutschen Vaterland“. Döderlein, der damit beauftragt war, ein neues deutsches Lesebuch für Lateinschulen und Gymnasien herauszugeben, wandte sich im Mai 1842 an Arndt, um ihn wegen einer Stelle in dem Gedichte um seine Meinungsäußerung zu bitten. Die Stelle „Wo jeder Franzosmann heißt Feind, wo jeder Deutsche heißt Freund“ war nämlich in Anbetracht des Friedens von den Schulbehörden in die zäheren Fassung „Wo jeder Preuler heißt Feind, wo jeder Ede heißt Freund“ umgewandelt worden. Da Döderlein aber nicht ohne Gutheißung des Dichters eine Änderung des Originaltextes

annehmen wollte, hat er Arndt, die Entscheidung zu fällen. Hierauf erwiderte der Dichter in einem vom 2. Juni 1842 in Bonn datierten Brief: „Ich begreife, mein verehrter Freund, daß in friedlichen Zeiten und bei friedlichen Gefühlen die Beute und also auch Ihr Ministerium das wo jeder Franzmann nicht angemessen finden. Jedes menschliche Ding und Wort hat seine Zeit und nach dieser Zeit seinen Ort. Am wenigsten dürfte dies wohl, wann die übermühtigen Wälfchen die Waffen nicht rühren, in Schulen gesungen werden; aber das Wort wal, walsch und wälfch (als überhaupt alles verderbliche und verächtliche Fremde in unserer Sprache bezeichnend) können wir ohne Anstoß, mein' ich, auch im Frieden klingen und singen. Jener Einspringer (ein wahrer hohler Gemeinplatz), den Sie anführen, wo jeder Frevler usw. ist ohne mein Helfen und Rathen, ich weiß nicht von wem, für das Zugefährlichdünkende entstanden. Ich bitte Sie, wenn es Ihnen passend scheint, dafür folgende zwei Verse zu setzen:

„Wo walsch und wälfch hat gleichen Klang,
Und deutsch meint Herzensüberschwang.“

Deutsche Kulturpioniere in Rumänien. Ein Mitarbeiter, der erst vor kurzem aus dem Balkan zurückkehrte, schreibt uns: In der gegenwärtigen Zeit, wo eine Welt in Waffen gegen uns steht, dürfen wir neben den Kriegshelden, die mit schärfem Schwert dem Deutschtum eine Gasse bahnen, auch die stillen Pioniere nicht vergessen, die oft schon lange Jahrzehnte und unter zumeist sehr schwierigen Verhältnissen im Ausland für deutsche Gesittung und Kultur wirken. Wenn wir es auch selbstverständlich ablehnen mußten, mit den Mitteln der Franzosen, Engländer, Russen und Italiener das Ausland für uns zu gewinnen, so hat die unscheinbare Tätigkeit dieser Kulturpioniere doch viel dazu beigetragen, dem deutschen Wesen in der Fremde Geltung zu verschaffen. Auch in Rumänien haben deutsche Pioniere weite Kreise der rumänischen Bevölkerung Deutschland achten und schätzen gelernt und Vergleiche zwischen Deutschland und namentlich Frankreich hervorgerufen, die durchaus zu unseren Gunsten ausfielen. Bei den nahen wirtschaftlichen (und auch wissenschaftlichen sowie militärischen) Wechselbeziehungen zwischen Deutschland und Rumänien sind diese deutschen Pioniere in Rumänien besonders zahlreich. Aus ihrer großen Anzahl sei heute einer besonders hervorgehoben: der katholische Pfarrer Wilhelm Kaluga in Turn-Severin. Kaluga — wer in Deutschland hätte wohl schon von diesem Namen gehört? Und doch ist sein Name in allen Kreisen Rumäniens wohlbekannt und speziell allen, die in irgend einer Beziehung zu Deutschland stehen, sehr geläufig. Seine markante Persönlichkeit ist überall, wo sie sich in Rumänien zeigt, Gegenstand tiefsten Respektes und allgemeiner Achtung. Diese Würdigung hat sich Pfarrer Kaluga nicht von gestern auf heute erworben, sondern in mehr als dreißigjähriger Tätigkeit als Lehrer und Priester, und nicht bloß als Verkünder des Wortes Gottes, sondern insbesondere auch als eifriger Apostel des Deutschtums. Unentwegt, trotz häufiger Anfeindungen, die selbstverständlich nicht ausblieben, hat er von dem Tage ab, wo ihn das Schicksal von seiner Vaterstadt Zabrze (jetzt Hindenburg) an die unbare Donau führte, für sein über alles geliebtes Deutschland gewirkt, gewirkt in seiner gewinnenden, mitreißenden Art, die ihm selbst bei seinen Gegnern Anerkennung erzwang. Vor 25 Jahren erhielt Kaluga in Ruffschul die priesterlichen Weihen. Er hat dann in mehreren Städten Rumäniens seine geistliche Tätigkeit ausgeübt, bis er vor einer Reihe von Jahren nach Turn-Severin kam, wo er ebenfalls einen großen Einfluß auf die Bevölkerung, gleichviel welchen religiösen Bekenntnisses, gewann. Kaluga, welcher das Rumänische wie seine Muttersprache spricht und außerdem sechs Sprachen vollkommen beherrscht, ist einer der geistigen Mittelpunkte an der unteren Donau. Sein Pfarrhaus ist gästlich jederzeit geöffnet, und die Stunden, die ich in denselben verbracht habe, gehören zu den freundlichsten Bildern meiner vierzigjährigen Balkanerinnerungen. Hier in Turn-Severin hat Kaluga auch die stattlichste deutsche Lehranstalt Rumäniens (außer der deutschen Schule in Bukarest), das Institut Santa Maria geschaffen. Zwar wurde dasselbe schon 1894 gegründet, fristete zunächst aber nur ein kümmerliches Leben, bis auf die Initiative Kalugas hin mit einem Kostenaufwand von einer halben Million Lei jenes große, aus einer Hauptfront mit zwei Flügeln bestehende Gebäude innerhalb der kurzen Zeit von sechs Monaten erricht, welches das prächtigste und am zweckmäßigsten eingerichtete

Schul- und Erziehungshaus ist, das außerhalb Bukarests in Rumänien zu finden ist, dadurch ebenfalls von deutschem Wesen Zeugnis ablegend. Das Gebäude enthält 66 Räume, von denen 20 als Klassenzimmer eingerichtet sind. Die Schülerinnenzahl ist von 80 im Anfang auf über 400 gestiegen, und alle die jungen Rumäninnen, welche das Institut besuchen, sind treue Anhängerinnen des Deutschtums und werden diese Bestimmung auch mit in ihr späteres Leben hinübernehmen. Alle Lehrerinnen wirken unter der Oberin Edurga, Klosterstschwestern, hauptsächlich süddeutscher Herkunft. Aber auch ein deutsch-evangelischer Pastor ist in Turn-Severin in treuester Hingabe an sein deutsches Vaterland im reichsdeutschen Sinne tätig: Pastor Petri, gebürtig aus Sorau. Er hat außer der Seelsorge für die leider nur kleine Gemeinde auch die Leitung der deutsch-evangelischen Schule in Händen, an der er selbst mit Unterricht erteilt. Diese Schule ist ein rechtes Sorgenkind für den arbeitsfreudigen Mann. Denn die Einkünfte sind nur gering, und der Zuschuß, der aus den Mitteln des Deutschen Reiches gewährt werden kann, reicht nur sehr notdürftig für die unabwiesbarsten Erfordernisse. Trotzdem ist das kleine Schulgebäude schmuß und heimlich, und ein frohlicher, treuer, deutscher Sinn herrscht darin. Es gehört manche Entsagung und viel Opferstund dazu, unter diesen schwierigen Verhältnissen auszuhalten, und Herz und Gemüt und noch manches Meale dazu zu geben, um dem deutsch-evangelischen Glauben eine sichere Stätte in diesem Erdemwinkel zu gewähren. So klein und bescheiden Schule und Kirche auch sind, so strömt dank der Wirkung des Pastors Petri doch auch eine Fülle von deutschem Wesen aus ihnen hervor und wirkt befruchtend auf die ganze Stadtbevölkerung. (13.)

Die Kriegführung in Indien im 17. Jahrhundert. Der gegenwärtige Krieg hat naturgemäß das historische, künstlerische und kulturelle Interesse des Publikums für die Kriegführung der Völker in vergangenen Zeiten in hohem Maße angeregt. Die Ikonographie — die Erforschung und Nachzeichnung der Geschichte an Bildern, Münzen und Kunstwerken aller Art — ist auf diese Weise zu stärkerer und indirekt aktueller Bedeutung gelangt. Einen interessanten Beitrag zur asiatischen Kriegskunst stellt eine von dem englischen Obersten P. G. Herdley im „Journal of Indian Art and Industry“ veröffentlichte, der Kriegskunst Vorderindiens gewidmete Zusammenstellung dar, auf die im neuesten Heft der „Kunstchronik“ aufmerksam gemacht wird. Das in der Veröffentlichung zusammengetragene Material, das sich auf die vorderindische Kriegskunst fast ausschließlich der ersten Zeit des 17. Jahrhunderts bezieht, ist außerordentlich belehrend und reichhaltig. Eine ganze Anzahl von Schlachten- und Belagerungsbildern indischer Kunst werden auf 17 Folioseiten wiedergegeben. Ein Teil dieser Bilder sind Illustrationen zu der berühmten Razmanama, der ins Persische übersehten Ausgabe der indischen Heldengesänge Ramahana und Mahabharatha. Ein anderer Teil stammt aus dem Werke Akbarname, das das Leben und die Taten des Mogulkaisers Akbar, der im 16. Jahrhundert regierte, verherrlicht. Die Arbeiten stammen von den namhaftesten Künstlern jener Epoche, wie Basawan, Lal, Phora, Patas, Kirimkaran und Mahru. Das Originalgemälde der Razmanama, das zur Vorlage für die gesammelten Aufnahmen diente, gehört dem indischen Herrscher Maharaja von Raipur. Die für die Zusammenstellung verwandte Akbarname befindet sich im Victoria- und Albert-Museum in London. Die Sammlung bildet ein ziemlich geschlossenes Bild der indischen Kriegführung zu Beginn des 17. Jahrhunderts. Man sieht die zweirädrigen Streitwagen der indischen Heerführer. Der Pfeil- und Nahkampf, die Verwendung der eigenartigen Schwerter und Senzen, die Kamelreiter und die Fügung der Schlachtlordnungen sind anschaulich dargestellt. Nähere Auskunft über die damals verwendeten Waffen geben die der Akbarname entnommenen Miniaturen, die neben Bogen, Schwert und Lanze bereits ungefüge Musketen und einfache Feldgeschütze aufweisen. Die Kanonen wurden durch Büffelgespanne fortlbewegt. Ein interessantes Bild der Belagerung der Felsenfestung Chitor darstellt. Man sieht darauf auch einen Festungsturm, der durch Pulver in die Luft gesprengt wird. Weiter sieht man auf anderen Bildern, wie von den Belagerungstruppen Balkadenwälle angelegt wurden, die in ihrer nachmathematischen Berechnung und Sorgfalt der Ausführung an die modernen Schanzgräben gemahnen.